

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Der schwere Weg
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

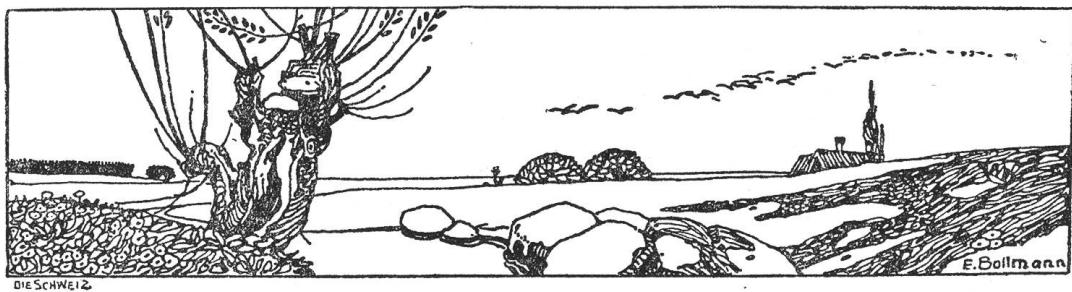
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Föhniger Wintertag

Die Luft ist warm.
 Von allen Dächern rinnt der Schnee,
 In helle Bächlein aufgelöst.
 Und hoch in veilchenblauer Luft
 Treibt schäumendes Gewölk.
 Und in der Ferne stehn die Berge,
 Hell und blau,
 So duftig zart ins weite Land gestellt,
 Daz man bei ihrem Anschauen still entzückt
 Die Augen und das Herz im Glanze baden muß.
 Und leise zieht, wie heimlich Glöckchenläuten,
 Frohlockend süße Kunde durch die Brust,
 Daz bald, ja bald
 Der Frühling kommen muß!

Emil Schibli, Bern.

Der schwere Weg.

Von Hermann Hesse, Bern.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Am Eingang der Schlucht, bei dem dunkeln Felsentor, stand ich zögernd und drehte mich zurückblickend um.

Sonne schien in dieser grünen wohlichen Welt, über den Wiesen flimmerte wehend die bräunliche Grasblüte. Dort war gut sein, dort war Wärme und liebes Behagen, dort summte die Seele tief und befriedigt wie eine wollige Hummel im satten Duft und Lichte. Und vielleicht war ich ein Narr, daß ich das alles verlassen und ins Gebirge hinaufsteigen wollte.

Der Führer berührte mich sanft am Arm. Ich riß meine Blicke von der geliebten Landschaft los, wie man sich gewaltsam aus einem lauen Bade los-

macht. Nun sah ich die Schlucht in sonnenloser Finsternis liegen: ein kleiner schwarzer Bach schoß aus der Spalte, bleiches Gras wuchs in kleinen Büscheln an seinem Rande, auf seinem Boden lag herabgespültes Gestein von allen Farben, tot und bläß wie Knochen von Wesen, die einst lebendig waren.

„Wir wollen rasten,“ sagte ich zum Führer.

Er lächelte geduldig, und wir setzten uns nieder. Es war kühl, und aus dem Felsentore kam ein leiser Strom von finsterer, steinig kalter Luft geflossen.

Häßlich, häßlich, diesen Weg zu gehen! Häßlich, sich durch dies unsfrohe Felsentor zu quälen, über diesen kalten

Bach zu schreiten, diese schmale schroffe
Ruft im Finstern hinan zu klettern!

„Der Weg sieht schaußlich aus,“
sagte ich zögernd.

In mir flatterte wie ein Lichtlein
die heftige, ungläubige, unvernünftige
Hoffnung, wir könnten vielleicht wieder
umkehren, der Führer möchte sich noch
überreden lassen, es möchte uns dies
alles erspart bleiben. Ja, warum
eigentlich nicht? War es dort, von wo
wir kamen, nicht tausendmal schöner?
Floß nicht dort das Leben reicher, wär-
mer, liebenswerter? Und war ich nicht
ein Mensch, ein kindliches und kurz-
lebiges Wesen mit dem Recht auf ein
bißchen Glück, auf ein Eckchen Sonne,
auf ein Auge voll Blau und Blumen?

Nein, ich wollte dableiben. Ich
hatte keine Lust, den Helden und Mär-
tyrer zu spielen! Ich wollte mein Le-
ben lang zufrieden sein, wenn ich im
Tal und an der Sonne bleiben durfte.

Schon fing ich an zu frösteln; hier
war kein langes Bleiben möglich.

„Du frierst,“ sagte der Führer; „es
ist besser, wir gehen.“

Damit stand er auf, redete sich einen
Augenblick zu seiner ganzen Höhe aus
und sah mich mit Lächeln an. Es war
weder Spott noch Mitleid in dem
Lächeln, weder Härte noch Schonung.
Es war nichts darin als Verständnis,
nichts als Wissen. Dies Lächeln sagte:
„Ich kenne dich. Ich kenne deine Angst,
die du fühlst, und habe deine Groß-
sprecherei von gestern und vorgestern
keineswegs vergessen. Jeder verzwei-
felte Hasensprung der Feigheit, den
deine Seele jetzt tut, und jedes Lieb-
äugeln mit dem hübschen Sonnen-
schein da drüben ist mir bekannt und
vertraut, noch ehe du's ausführst.“

Mit diesem Lächeln sah mich der
Führer an und tat den ersten Schritt

ins dunkle Felsentor voraus, und ich
hakte ihn, und ich liebte ihn, wie ein
Verurteilter das Beil über seinem
Nacken hakte und liebt. Vor allem aber
hakte und verachtete ich sein Wissen,
seine Führerschaft und Rühle, seinen
Mangel an lieblichen Schwächen und
hakte alles das in mir selber, was ihm
recht gab, was ihn billigte, was seines-
gleichen war und ihm folgen wollte.

Schon war er mehrere Schritte
weit gegangen, auf Steinen durch den
schwarzen Bach, und war eben im Be-
griff, mir um die erste Felsenecke zu
entschwinden.

„Halt!“ rief ich so voller Angst, daß
ich zugleich denken mußte: Wenn das
hier ein Traum wäre, dann würde ihn
in diesem Augenblick mein Entsezen
zersprengen, und ich würde aufwachen.

„Halt,“ rief ich, „ich kann nicht, ich bin
noch nicht bereit!“

Der Führer blieb stehen und blickte
still herüber, ohne Vorwurf, aber mit
diesem seinem furchtbaren Verstehen,
mit diesem schwer zu ertragenden Wis-
sen, Ahnen, Schon-im-voraus-Verstan-
den-haben.

„Wollen wir lieber umkehren?“
fragte er, und hatte noch das letzte
Wort nicht ausgesprochen, da wußte ich
schon voll Widerwillen, daß ich nein
sagen würde, würde nein sagen müssen.
Und zugleich rief alles Alte, Gewohnte,
Liebe, Vertraute in mir verzweiflungs-
voll: „Sag ja, sag ja!“ und es hängte
sich die ganze alte Welt und Heimat
wie eine Kugel an meine Füße.

Ich wollte „Ja!“ rufen, ob schon ich
genau wußte, daß ich es nicht würde
tun können.

Da wies der Führer mit der aus-
gestreckten Hand in das Tal zurück, und
ich wandte mich nochmals nach den ge-
liebten Gegenden um. Und jetzt sah ich

das Peinvollste, was mir begegnen konnte: ich sah die geliebten Täler und Ebenen unter einer weißen entkräfteten Sonne fahl und lustlos liegen, die Farben klangen falsch und schrill zusammen, die Schatten waren ruhig schwarz und ohne Zauber, und allem, allem war das Herz herausgeschnitten, war der Reiz und Duft genommen — alles roch und schmeckte nach Dingen, an denen man sich längst bis zum Ekel überessen hat. O wie ich das kannte, wie ich das fürchtete und hasste, diese schreckliche Art des Führers, mir das Geliebte und Angenehme zu entwerten, den Saft und Geist daraus weglaufen zu lassen, Düste zu verfälschen und Farben leise zu vergiften! Ach, ich kannte das: was gestern noch Wein gewesen war, war heut Essig. Und nie wieder wurde der Essig zu Wein. Nie wieder.

Ich schwieg und folgte traurig dem Führer nach. Er hatte ja recht, jetzt wie immer. Gut, wenn er wenigstens bei mir und sichtbar blieb, statt — wie so oft — allein mit jener fremden Stimme in meiner Brust, in die er sich dann verwandelt hatte.

Ich schwieg, aber mein Herz rief inbrünstig: „Bleib nur, ich folge ja!“

Die Steine im Bach waren von einer scheußlichen Schläfrigkeit, es war ermüdend und schwindelerregend, so zu gehen, Fuß für Fuß auf schmalem, nassen Stein, der sich unter der Sohle klein machte und auswich. Dabei begann der Bachpfad rasch zu steigen, und die finstern Felsenwände traten näher zusammen, sie schwollen mürrisch an, und jede ihrer Ecken zeigte die tückische Absicht, uns einzuklemmen und für immer vom Rückweg abzuschneiden. Über warzige gelbe Felsen rann zäh und schleimig eine Haut von Wasser.

Kein Himmel, nicht Wolke noch Blau mehr über uns.

Ich ging und ging, dem Führer nach, und schloß oft vor Angst und Widerwillen die Augen. Da stand eine dunkle Blume am Weg, sammelschwarz mit traurigem Blick. Sie war schön und sprach vertraut zu mir; aber der Führer ging rascher, und ich fühlte: Wenn ich einen Augenblick verweilte, wenn ich noch einen einzigen Blick in dies traurige Sammetauge senkte, dann würde die Betrübtheit und hoffnungslose Schwermut allzuschwer und würde unerträglich, und mein Geist würde alsdann immer in diesen höhnischen Bezugspunkt der Sinnlosigkeit und des Wahns gebannt bleiben.

Naß und schmutzig kroch ich weiter, und als die feuchten Wände sich näher über uns zusammenklemmten, da fing der Führer sein altes Trostlied an zu singen. Mit seiner hellen, festen Jünglingsstimme sang er bei jedem Schritt im Takt die Worte: „Ich will, ich will, ich will!“ Ich wußte wohl, er wollte mich ermutigen und anspornen, er wollte mich über die häßliche Mühsal und Trostlosigkeit dieser Höllenwanderung hinwegtäuschen. Ich wußte, er wartete darauf, daß ich mit in seinen Singsang einstimme. Aber dies wollte ich nicht, diesen Sieg wollte ich ihm nicht gönnen. War mir denn zum Singen zumute? Und war ich nicht ein Mensch, ein armer einfacher Kerl, der da wider sein Herz in Dinge und Taten hineingezerrt wurde, die Gott nicht von ihm verlangen konnte? Durfte nicht jede Nelke und jedes Vergißmeinnicht am Bach bleiben, wo es war, und blühen und verwelken, wie es in seiner Art lag?

„Ich will, ich will, ich will!“ sang der Führer unentwegt. O, wenn ich

hätte umkehren können! Aber ich war, mit des Führers wunderbarer Hilfe, längst über Wände und Abstürze geskittert, über die es keinen, keinen Rückweg gab. Das Weinen würgte mich von innen; aber weinen durfte ich nicht, dies am allerwenigsten. Und so stimmte ich trostig und laut in den Sang des Führers ein, im gleichen Takt und Ton; aber ich sang nicht seine Worte mit, sondern immerzu: „Ich muß, ich muß, ich muß!“ Allein es war nicht leicht, so im Steigen zu singen, ich verlor bald den Atem und mußte feuchend schweigen. Er aber sang unermüdet fort: „Ich will, ich will, ich will!“ und mit der Zeit bezwang er mich doch, daß auch ich seine Worte mitsang. Nun ging das Steigen besser, und ich mußte niemals, sondern wollte in der Tat, und von einer Ermüdung durch das Singen war nichts mehr zu spüren.

Da wurde es heller in mir, und wie es heller in mir wurde, wuchs auch der glatte Fels zurück, ward trockener, ward gütiger, half oft dem gleitenden Fuß, und über uns trat mehr und mehr der hellblaue Himmel hervor wie ein kleiner blauer Bach zwischen den Steinufern und bald wie ein blauer kleiner See, der wuchs und Breite gewann.

Ich versuchte es, stärker und inniger zu wollen, und der Himmelssee wuchs weiter, und der Pfad wurde gangbarer, ja, ich lief zuweilen eine ganze Strecke leicht und beschwerdelos neben dem Führer her. Und unerwartet sah ich den Gipfel nahe über uns, steil und glänzend in durchglühter Sonnenluft.

Wenig unterhalb des Gipfels entkrochen wir dem engen Spalt, Sonne drang in meine geblendeteten Augen, und als ich sie wieder öffnete, zitterten mir die Knie vor Beklemmung; denn

ich sah mich frei und ohne Halt an den steilen Grat gestellt, ringsum unendlichen Himmelsraum und blaue bange Tiefe, nur der schmale Gipfel dünn wie eine Leiter vor uns ragend. Aber es war wieder Himmel und Sonne da, und so stiegen wir auch die letzte beklemmende Steile empor, Fuß vor Fuß mit zusammengepreßten Lippen und gefalteten Stirnen. Und standen oben, schmal auf durchglühtem Stein, in einer strengen, spöttisch dünnen Luft.

Das war ein sonderbarer Berg und ein sonderbarer Gipfel! Auf diesem Gipfel, den wir über so unendliche nackte Steinwände erklimmen hatten, auf diesem Gipfel wuchs aus dem Stein ein Baum, ein kleiner, gedrungener Baum mit einigen kurzen, kräftigen Ästen. Da stand er, unausdenklich einsam und seltsam, hart und starr im Fels, das kühle Himmelsblau zwischen seinen Ästen. Und zu oberst im Baume saß ein schwarzer Vogel und sang ein rauhes Lied.

Stiller Traum einer kurzen Rast, hoch über der Welt: Sonne lohte, Fels glühte, Baum starrte streng, Vogel sang rauh. Sein rauhes Lied hieß: Ewigkeit, Ewigkeit! Der schwarze Vogel sang, und sein blankes hartes Auge sah uns an wie ein schwarzer Kristall. Schwer zu ertragen war sein Blick, schwer zu ertragen war sein Gesang, und furchtbar war vor allem die Einsamkeit und Leere des Ortes, die schwindelnde Weite der öden Himmelsräume. Sterben war unausdenbare Wonne, Hierbleiben namenlose Pein. Es mußte etwas geschehen, sofort, augenblicklich, sonst versteinerten wir und die Welt vor Grauen. Ich fühlte das Geschehnis drücken und glühend einherhauchen wie den Windstoß vor einem Gewitter. Ich fühlte es mir über Leib und Seele flattern wie

ein brennendes Fieber. Es drohte, es kam, es war da.

Es schwang sich der Vogel jäh vom Ast, warf sich stürzend in den Welt-
raum.

Es tat mein Führer einen Sprung und Sturz ins Blaue, fiel in den zuden-
den Himmel, flog davon.

Jetzt war die Welle des Schicksals auf der Höhe, jetzt riß sie mein Herz da-
von, jetzt brach sie lautlos auseinander.

Und ich fiel schon, ich stürzte, sprang, ich flog; in kalte Luftwirbel geschnürt, schloß ich selig und vor Qual der Wonnen zuckend durchs Unendliche hinabwärts, an die Brust der Mutter.

Volk und Kultur.

Von der Form der Zukunft.
(Schluß).

Nachdruck verboten.

Die schlechteste Form war der Ma-
terialismus dadurch, daß er den Wil-
len zum Schaffen schwächte und ver-
führte, anstatt ihn anzuspornen und zu führen. Eine Lehre, nach welcher der Mensch weder eine Aufgabe hat, noch eine haben kann, sondern sein Le-
ben ein bloßes Zuschauen ist dabei, wie die Natur (man sagte auch „die blinde Notwendigkeit“ oder „das eherne Na-
turgesetz“) in einem selbst und in ande-
ren abläuft, ist eine schlechte Anleitung zur Erfüllung seiner Aufgabe. Wie sehr der Materialismus in sich selbst wider-
sprechend war, geht daraus hervor, daß diejenigen, die ihn vertraten und för-
derten, dadurch, daß sie das taten, in Wirklichkeit eine Aufgabe erfüllten und dabei doch lehrten, es gebe keine Auf-
gaben. Wer für die „Wahrheit“ kämpft, müßte vor allem selbst auch wahr sein und nicht etwas tun (eine Aufgabe er-
füllen), wovon er das Gegenteil lehrt (es gebe keine Aufgaben). Diese un-
wahrhaftige Zwiespältigkeit ist das we-
sentliche Merkmal alles Materialismus. In ihr kommt die Unselbstständigkeit, in der die den Materialismus hervorbrin-
genden Generationen noch immer ver-
harren, zum Ausdruck. Wer selbstständig und selbstbewußt ist, kann sich einge-
stehen, daß etwas, was einmal notwen-
dig war (das Zerstören aller und jeder

Form), jetzt längst eine überwundene Sache ist. Nur der, dem diese Selbstän-
digkeit noch fehlt, kann die Notwendigkeit des Formschaffens nicht zugeben. Jeder muß einmal in seinem Leben die Welt in Stücke gehauen haben; aber er muß auch die Kraft haben, sich seine neue Welt wieder aufzubauen. Es ist ein Mangel an Kraft, deswegen, weil ein-
mal verneint werden mußte, nicht mehr aufbauen zu wollen. Alle Verneinung ist ja nur eine Vorbereitung zur wirklichen, selbstgeschaffenen Bejahung. Der Materialismus hatte infolge sei-
ner Betrachtung der Natur als eines Daseins letzter, unzusammenhangen-
der Einheiten (Atome) auch im leben-
den Wesen nichts anderes zu sehen ver-
mocht als eine zufällige Anhäufung von Atomen, dessen Handeln ein Gestoßen-
werden und dessen einziges Bestreben Beharrung (Erhaltung des augenblick-
lichen Zustandes) und Ausnützung aller anderen ist. Nach ihm hätte es keine lebenden Wesen, d. h. willensbegabte Persönlichkeiten gegeben.

Im gleichen Sinne ist auch das Volk vom Materialismus entpersönlicht wor-
den. Auch ein Volk wäre nach ihm nicht ein willensbegabtes, schöpferisch schaffendes Wesen, sondern eine bloße Anhäufung von Atomen. Die Ge-
schichte der Menschheit wäre nach ihm